

Nebrer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 95.

Nebr. Sonnabend, 25. November 1916.

29. Jahrgang.

Kaiser Franz Joseph †.

Witten im tobensten Sturm des Weltkriegs hat Kaiser Franz Joseph das Haupt zur Reife gelegt. Ungebrochenes Geistes hat er seine Regentenpflichten getreu erfüllt, bis mit dem letzten Atemzug dieses Lebens ausgelöscht wurde, das alles Leid und alle Größe menschlichen Schicksals umschloß. In heftigster Spannung verweilt unter Sonnen in diesen Stunden bei der ritterlich-milden Gestalt des Kaisers, von der in alten wie in jungen Jahren ein unerschütterlich hoher Zauber ausging. In dieser Trauer teilen wir den Schmerz, der die österreichisch-ungarische Monarchie bis in die letzte Stätte bewegt.

Während dem Monarchen und seinen Völkern bestand ein Verhältnis von einer persönlichen Intimität, wie es sich nicht oft in der Weltgeschichte wiederholt hat. Gemüht hat mit dem die lange Dauer dieser Regierung getan, die die Entwicklung Österreich-Ungarns seit einer Zeit umfaßte, die keiner der heute politisch wirkenden Männer in ihren Anfängen handhabt miterlebte. So verlor sich in dem Kaiser und König den Völkern der Monarchie eine an inneren und äußeren Ereignissen überreiche Geschichtsperiode. In ihnen sprach in der schmerzlichen Person des Herrschers die lebendige Überlieferung. Die Anfänglichkeit an das Herrscherhaus, jener altüberlieferte Schatz der Habsburgischen Krone, hatte sich zu einem unerschütterlichen Treueverhältnis verriet, das im staatlichen Leben der Monarchie eine allen Prüfungen standhaltende Tragkraft bewährte.

Dem Bündnis mit dem Deutschen Reich war Kaiser Franz Joseph ein Stütze von unerschütterlicher Festigkeit. Es war die Grundlage der ritterlichen Politik die er im engen Zusammenhange mit den Senkern des Deutschen Reiches zum Segen Europas Jahrzehnte hindurch aufrecht erhielt. Trotz aller Wettergefahren und wachsenden Gefahren schien es, daß seine Regierung im Frieden zu Ende gehen sollte. Da gab die Schiffe von Sarajevo das weithin hallende Signal zu der furchtbaren Katastrophe, die über Europa hereinbrach. Die zum Kriege treibenden Mächte hatten die Oberhand gewonnen. Ihr erster Schlag richtete sich gegen das Habsburgische Haus. Es ging um das Dasein der österreichisch-ungarischen Monarchie. Ohne Wanken hat Kaiser Franz Joseph auch in dieser schweren Prüfung gehalten. Wenn es ihm nicht mehr beschieden war, seine Völker zum letzten Sieg und zum Frieden zu führen, so durfte er doch das Wert getragenen Mutes in die jugendlichen Hände seines Nachfolgers legen. Siegreich steht Österreich-Ungarn dem Anprall seiner Feinde. Nur leidet Habsburgs Stern durch Völkerverlorenheit und Schmersdrang!

Wenn schon der Tod eines Herrschers in normalen Zeiten fällt immer ein schwerer Schlag für einen Staat ist, so muß der Tod dieses Monarchen, der, ganz abgesehen von seinen persönlichen Eigenschaften, schon durch die Länge seiner Regierungstätigkeit ein gewaltiger Machtfaktor in seinen Staaten geworden war, eine ganz besonders große Wunde reißen. Und sein Scheiden aus dem komplizierten Mechanismus der österreichisch-ungarischen Staatsverwaltung wird selbstverständlich um so schwerer empfunden, als es in die Zeit fällt, da ungeheure Ereignisse über die Zukunft Österreich-Ungarns entfallen.

Es unterliegt denn auch keinem Zweifel, daß Deutschland und Österreichs Feinde diesen Tod frohlockend als einen Akt von ihren persönlichen Eigenschaften, schon durch die Länge seiner Regierungstätigkeit ein gewaltiger Machtfaktor in seinen Staaten geworden war, eine ganz besonders große Wunde reißen. Und sein Scheiden aus dem komplizierten Mechanismus der österreichisch-ungarischen Staatsverwaltung wird selbstverständlich um so schwerer empfunden, als es in die Zeit fällt, da ungeheure Ereignisse über die Zukunft Österreich-Ungarns entfallen.

Im Lager unserer Feinde wird deshalb in diesen Tagen Jubel herrschen; denn dort hofft man, daß der Tod des großen Monarchen von besonderem Einfluß auf die innere Politik sein, daß er alten Späher emporkommen lassen wird. Diese Hoffnung wird sich nicht erfüllen; denn der Nachfolger, der jugendliche Kaiser Karl I., hat sich schnell die Sorgen des Vaters gewonnen, bei während er im Bereiche des Krieges an der Front weilt. Er wird deshalb auch voll das Erbte des großen Vaters antreten. Habsburgs Macht bleibt ungeschwächt.

Nach ein Anabe noch, war Franz Joseph auf den Thronesfel der Habsburger erhoben; brachte die Jünglingsjahre, die Frühlingszeit

männlicher Jugend auf dem Thron zu, warb unter dem Schutze der Kaiserkrone zum Mann, zum Greis, zur Majestät all seine Tage. Zur Victoria von England hat im abgelaufenen Jahrhundert ein Leben auf eines Thrones Höhe gebracht. Und nimmt man nur die Schanzspiele der Geschichte, die Franz Joseph von seinem Herrscheramt aus hat abrollen lassen, dann hat dies Leben schon Größe. Er sah die Republik in Frankreich, sah den dritten Napoleon das zweite Kaiserreich aufrichten, sah dieses Kaiserreich in Trümmer gehen und die Einheit Deutschlands aufblühen. Sah, wie der mächtige Reich des Zarentums allmählich zerfiel und wurde und wie aus den Trümmern Kaiserin auf der Balkanhalbinsel sich Herrscher entwickelten, die dem großen Österreich Gegner



Kaiser Franz Joseph.

wurden. Er sah Friedrich Wilhelm IV., sah Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich III., Wilhelm II. hat den vierien Erben der deutschen Kaiserkrone aus der Taufe gehoben und sah den fünften noch das Licht der Welt erblicken. Er sah die altkönigliche Victoria von England, sah, wie aus dem Reigen von Kaiserin ein Edward VII. wurde und erblickte auch noch dessen Sohnes, Georg V., Königtum. Er sah den Jaren Nikolaus I., sah den zweiten und dritten Alexander und Nikolaus den Entel. Er sah die Päpste. Sah des neunten langes Pontifikat, sah die lange Hohepriesterzeit des dreizehnten Leo, sah den Patriarchen von Venedig bis, als Pius X., die Pava auf das Haupt setzen und Benedikt XV. auf den päpstlichen Thron steigen. Er sah die weltliche Macht des Papstes vernichtet, sah das Haus Savoyen aus den Trümmern vernichteter Kaiserkrone das geeinte Königreich Italien errichten. Und hat drei Könige von Italien gekannt, der kleineren Regenten, der Präsidialkassen gar nicht zu gedenken.

Und der nun Bereuigte hat das Leides viel erlitten. Der Sohn fiel einem geheimnisvollen Vordredern zum Opfer, die Gattin ward im Amorbet, der Kronprinzler gewarnt hinweggerafft. Aber das schwere Schicksal konnte den Herrscher nicht brechen. Bis zum letzten Atemzuge galt seine Sorge und seine Arbeit seinen Völkern, mit denen wir trauernd an der Waise eines ganz Großen dieser Welt sehen, an der Waise eines Mannes, der ein leuchtendes Vorbild für alle sein muß, die ihr Leben an ihre Pflicht knüpfen.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Italienische Mißerfolge.

Aus dem Wiener Kriegspresamt wird gemeldet: Die italienische Presse, insbesondere jene Italiens, kann sich in Aberrationen der in den letzten Schlachten im Östlichen erzielten Erfolge nicht genug tun. Demgegenüber erzielen die Alliierten zusammenfassend Harzgeleit: Die Südtalende hatten unsere Truppen bisher in nenn Beretigung an sich schlagen zu schlagten. Unsere Front blieb nämlich Salcano unverändert. Nur zwischen diesem Orte und dem Meere erfolgte sie eine Veränderung. Somit hat der Feind im Östlichen, wo nach und nach fast alle Verbände seines Heeres auftraten,

in anderthalb Jahren einen Raumgewinn von höchsten zwölf Kilometern erzielt. Dieser Fortschritt kostete die Italiener weit über eine Million blutiger Verluste. Die Zahl der seit Anfang August, also in vier Wochen, gemachten Gefangenen wird von italienischer Seite bekanntermäßen auf 40 000 zusammengerechnet. Wir haben an der Südwesfront einmal angegriffen und dabei 50 000 Gefangene und über 300 Geschütze eingetrast.

Zur Räumung von Monafit.

Die italienische Presse feiert die Einnahme von Monafit mit dem üblichen Jubelsturm. Sie läßt sich absichtlich auf falsche Verhältnisse, die von Kampf und Sieg, Gefangenen, Trophäen und der Angst der Feinde melden, während der französische Bericht die freiwillige Räumung ausdrücklich angibt.

Rumänien's schwere Verluste.

Die königliche Zeitung schreibt: Die schweren Schläge, die das rumänische Heer durch Madalen in der Dobrudscha empfangen hat, verdrängen zugleich mit den Überlagern durch Saltschhan und Arg, einen so großen Teil der rumänischen Kräfte, daß wenigstens ein gutes Drittel davon als außer Gefecht gesetzt betrachtet werden muß.

A., „Deutschlands“ Anfall.

Ein feindlicher Anschlag!

Der Anfall des Handels-U-Bootes „Deutschland“, das bei seiner Abfahrt von New London mit einem Begleitschlepper zusammenhielt, ist in seinen Umrisen und seinem Verlauf noch nicht geklärt. Keiner (als ungewöhnlich bekanntes) Schiff, eines so großen Teil der rumänischen Kräfte, daß wenigstens ein gutes Drittel davon als außer Gefecht gesetzt betrachtet werden muß.

Das Handels-U-Boot wurde bei seiner Abfahrt von zwei Schleppern begleitet. Einer fuhr voraus und der andere hinterher, um die Sicherheit der Fahrt zu gewährleisten. Ein amerikanischer Kreuzer „Columbia“ war zur Erhaltung der Sicherheit des Handels-U-Bootes nach dem Hafen New London gekommen und lag bei Castlepoint vor Anker. Da die Engländer schon mehrfach gezeigt haben, daß sie von dem Neutralrecht neutraler Staaten nur sehr geringe Achtung haben, und daß darum rüchlich Gefahr vorlag, daß unserm Handels-U-Boot von englischer Seite Gefahr drohte, so ludte der amerikanische Kreuzer „Columbia“ vor der Abfahrt der „Deutschland“ den unteren Hafen.

Erst nach der Fahrt um Mountpoint und nachdem die Abfahrt des Hafens bereits beendet war, kam der Zusammenstoß der „Deutschland“ mit dem Schlepper erfolgt sein, denn bis dahin wurde das Handels-U-Boot noch wohlbehalten gesehen. Man wird sich noch erinnern, daß bei der ersten Ankunft der „Deutschland“ in amerikanischen Hafen New York ihr allerlei Gefahren ausmacht waren. Es wäre nicht sonderlich schwer gewesen, durch ein von den Engländern betendenes Schiff unter U-Boot zu rammen und dadurch beschädigen zu lassen. Zum Guten waren aber dagegen alle Maßnahmen getroffen worden, das Handels-U-Boot zu schützen. Eine Anzahl breiterer Schiffe lagte sich herant, um das Boot, das eine zufällige Beschädigung von Seiten eines feindlich geminten Schiffes nicht möglich sein.

Bei der zweiten Sinfahrt ist auch die Gefahr in den Hafen durch Schlepper erfolgt und bekanntlich auch ohne Störung verlaufen. Erst jetzt bei der Ausfahrt kam es — vorausgesetzt, daß die Neuter-Meldung zutrifft — zu diesem Zusammenstoß. Aber die Datenverhältnisse kann gelagt werden, daß sie recht günstig sind. Wenn der Zusammenstoß der „Deutschland“ mit dem Schlepper ein unglücklicher Zufall war, kann unschickliches Wetter die Schuld daran getragen haben, das gerade in der Nacht des östlichen Bericht.

Aber die Beschädigung der „Deutschland“ wurde auch keine Mitteilungen gemacht. Die Zeitungsaber, daß das U-Boot in den Hafen zurückgekehrt ist, ist ein Beweis dafür, daß etwaige Beschädigungen nicht sehr groß gewesen sein können. Wir können darum trotz des unglücklichen Vorfalls mit einer frischen aber jähren glücklichen Botschaft der „Deutschland“ in die Heimat rechnen, da angenommen werden kann, daß etwaige Schäden leicht ausgebeßert werden können. Gerade der Hafen von New-London

und seine Lage zu den großen Docks gibt die Gewähr dafür.

Die belgischen Arbeitslosen.

Im Weltteil mit der Presse vernehmen auch belgische Arbeiter die Überführung belgischer Arbeiter nach Deutschland als einen Akt barbarischer Mordtätigkeit. So der Justizminister Carton de Wiart; auch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Baron Debyer, der früher belgischer Gesandter in Berlin war, und dessen amtliche Berichte aus der Zeit vor dem Kriege die übereinstimmenden Beweise für die Friedensliebe des Deutschen Kaisers und seiner Regierung bilden, billigt in einer Unterredung mit einem neutralen Berichterstatter den Standpunkt der belgischen Presse.

Der Zweck des ganzen Pressefeldzuges gegen die Maßnahmen der deutschen Verwaltung in Belgien liegt klar auf der Hand. Man will die Volkstimmung aufwecken und die Neutralen gegen uns heizen. Wenn alle Verhältnisse können die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Maßnahmen gegenüber den arbeitslosen Belgiern notwendig sind, und daß die über Belgien und seine Bevölkerung vereinbarte wirtschaftliche Not eine Folgeerzeugung des Ausbürgerungsrieges des Bierverbandes ist.

Der 4.3. der Kaiser Konvention legt uns sehr ausdrücklich die Verpflichtung auf, als erforderlichen Maßregeln zur Aufrechterhaltung und Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Lebens in den besetzten Gebieten zu treffen. Und in welchem Maße die englische Blockade die Schuld an dem wirtschaftlichen Mühsal Belgiens trägt, ergibt sich klar aus den Ausführungen des Generalgouverneurs einem amerikanischen Pressevertreter gegenüber.

Frecher u. Willing lagte, während: „Dont England's rüchschickster wirtschaftlicher Erdrosselung Belgiens sind heute aber eine Million verarmter Belgier, Männer, Frauen und Kinder, von öffentlicher Wohlfahrt abhängig. Durch Überberung der Rohmaterialienzufuhr und durch das Verbot der Ausfuhr der Fertigerwaren hat England nahezu 500 000 belgische Arbeiter zu einem armseligen Zustand demoralisierender Unfähigkeit verurteilt. Mit ihren Familien fallen sie den Gemeinden zur Last.“

Zweifellos hat der Generalgouverneur recht, wenn er weiter fortfährt, daß die Verschlebung der belgischen Arbeiter eine Wohlfahrt für diese selbst und ein Segen für das Land ist. Die vielen Anlagen gegen England sind weder durch Mittelherben noch durch Proklamationen der Welt zu schaffen. Einmal, ausschließlich England trifft die Schuld an der Not Belgiens. Wir aber können im Bewußtsein, völkerrätlich und menschlich richtig gehandelt zu haben, das Urteil der Neutralen und der Geschäfte ruhig abwarten.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Der Staatssekretär des Äußeren v. Jagow ist von seinen Posten zurückgetreten, da die angestregte Arbeit der letzten Jahre seinen Gesundheitszustand ungenügend beeinflusst hat. Zum Nachfolger ist Unterstaatssekretär Zimmermann in Aussicht genommen.

* Das jetzt veröffentlichte und dem Reichstage zugegangene Vollschiefschreiben verpflichtet jeden männlichen Deutschen vom 17. bis zum 60. Jahre zum vaterländischen Wehrdienst, sofern er nicht zu dem Weissen einberufen ist.

Schwiz.

* Die Baseler „Nationalzeitung“ vertritt, daß die Nachricht von Wilson's Friedensvermittlungsvorrichtung von einer Persönlichkeitsfrage abhängt, die selbst mit bei der Vermittlung tätig sei. Die Forderungen der beiden Parteien, sowie die im Unterhändler beauftragten worden seien, können in schriftlichen Gesprächen auseinander, vor allem habe sich Präsident Wilson über die Grundfragen noch nicht entschieden, ob das Angebot der Vermittlung und die Vorschläge der Neutralen offiziell der Welt mitgeteilt werden sollen. Solange aber diese Fragen auch bei den Neutralen keine Einigkeit erzielt ist, dürfte ein bedeutender Fortschritt in der Vermittlungssache nicht zu erwarten sein. Gerade, vor allem habe sich Präsident Wilson über die Grundfragen noch nicht entschieden, ob das Angebot der Vermittlung und die Vorschläge der Neutralen offiziell der Welt mitgeteilt werden sollen. Solange aber diese Fragen auch bei den Neutralen keine Einigkeit erzielt ist, dürfte ein bedeutender Fortschritt in der Vermittlungssache nicht zu erwarten sein.

Griechenland.

* Der Wiederbau wird in seinen Fortschritten an die Regierung in Athen immer unerschämter. Er verlangt jetzt, daß dem



Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen. * 29. Jahrg.

Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

Die Franzosenuhr.

Ein Kriegstoman von Alwin Römer.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

8.

Schon am Abend dieses von allen mit freudigem Behagen ausgetosteten Ruhetages erhielt der Major, der das Bataillon führte, die Marschbefehle für den nächsten Morgen. In aller Herrgottsfrühe marschierten die wackeren Feldgrauen etliche Kilometer hinter Sagonville zu einer wichtigen Eisenbahnstation, wo Züge bereitstanden, sie alle weiter gen Westen zu bringen.

Es ging in das Kampfgebiet am Pferanal.

Kalte, stürmische Tage brachen an. Der Seewind hatte sich mit der erfrischenden Schärfe des Meerwassers gesättigt und überbrauste die abgehärteten Kämpfer mit scharfen Prickeln. Aber er peitschte auch den Dünenrand auf und hüllte die Truppen in ganze Wolken feinkörnigen Staubes. Die Deckungen erforderten hier eine ganz andere Arbeit. Hinter Dünenbergen mußten sie sich eingraben. Magere Stranddisteln und ausgebleichter Strandhafer bildeten streifenweise die einzige Vegetation. Die Dörfer und Gehöfte glichen zumeist Trümmerhaufen. Englische Artillerie hatte erbarmungslos ausgeräumt unter den zum Teil recht wohlhlich und ansehnlich gewesenen Ansiedlungen der getäuschten und nun zum Teil Gab und Gut verlorenen Belgier, die sich die versprochene Hilfe des großbürtigen Briten ganz anders gedacht hatten.

Gott sei Dank, daß die Herzen in der Heimat warm und opferbereit schlugen für die Söhne des Vaterlandes, die dem Ansturm der hinterlistigen Gegenmächte mit Todesverachtung begegnet waren und die Greuel des lodernen Völkerbrandes zurückgedämmt und die langwierigen blutigen Entscheidungskämpfe auf fremde Erde gedrängt hatten. Es kamen Liebesgaben in Hülle und Fülle. Auch der Ärmste ohne Vaterhaus und Anhang daheim konnte reichlich versorgt werden mit den ersehnten Wollschafen und anderen Schutzmitteln vor Nässe

und Frost. Und manch rührendes Kinderbriefchen steckte in den selbstgestrickten Strümpfen; manch inniger Wunsch für die gefährvollen Tage und Nächte, manch treuherziger Gruß für die unbekanntem Empfänger ließ der Helben Augen feucht werden und bestärkte die prächtigen Gesellen in dem ehernen Vorsatz, lieber das Leben zehnmal in die Schanze zu schlagen, als die fernnen blühenden Heimatauen von diesen englischen, indischen und afrikanischen Räuberhorden überschwemmen und verwüsten zu lassen.



Ein deutsches Heldengrab auf dem Friedhof von Rethel in der Champagne.

Unter den Freiwilligen war ein Volksschullehrer, der eine wunderbare Art hatte, den Kameraden in den Ruhepausen die Vergangenheit Deutschlands in anschaulichen Bildern lebendig zu machen. So kamen sie über manche grübelstichtige Stunde hinweg. Denn nicht immer war es ratsam, die heiteren oder schwermütigen Lieder der Heimat hinter den Verschanzungen erschallen zu lassen; nicht immer fanden sie selbst Geschmach an den fetten Pariser Operettenmelodien, die einem unter den Willen-Trümmern unversehrt hervorgeholten Grammophon entlockt werden konnten. Auch der Dauerstat, den sie mit vielgefingerten, dick und stumpf gewordenen Kartenblättern spielten, wurde ihnen zuweilen zuwider. Und die Zeitungen, die sich zu ihnen verirren, hatten sie mehr als zwei- und dreimal gelesen. Bis auf die Anzeigen, von denen ihnen sonderlich solche von lederen Sonntagsmahlzeiten und gutmöblierten Zimmern mit vorzüglichen Betten allerlei begehrlche Genuss abnötigen.

Da war's ganz natürlich, daß einer und der andere wieder darauf zurückkam, was Platen, der gutbewanderte Unterrichter, früher einmal von den Zuständen unter dem „alten Fritz“ erzählt hatte. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen vielverschlungenen Wirren und viehischen Greueln tauchte auf. Die Zeit Luthers mit ihrem Erwachen der Geister, die Hansage-



schichten wurden lebendig. Und die schnell gefesselten Hörer aus den verschiedensten Berufskreisen erkannten bald, wie in bestemmender Regelmäßigkeit das von ihnen geliebte und verteidigte Vaterland in allen Jahrhunderten zum Tummelplatz kriegerischer Nachbargefühle hatte dienen müssen. Der übermütigen Großmannsucht des Franzosen reihte sich die kaltblütig-herzlose Profitgier und Herrschsucht der Engländer würdig an. Rußlands Beutesucht bekam ihre Streiflichter. Klar und überzeugend erwuchs ihnen aus den großen Entwicklungslinien dieser Darstellung die Notwendigkeit des Kampfes, den sie selbst mit durchfochten. Es blieb nicht der den zeitgenössischen Stammesbrüdern aufgezwungene Krieg. Sie sahen und fühlten es: Deutschland war ein Jahrtausend lang fast der Prügelknabe der anderen gewesen. Und seit es der freudlosen jämmerlichen Rolle endlich überdrüssig geworden war, sollte es der Vernichtung preisgegeben werden.

Auch wie England dem großen Preußenkönig aus versteckter Selbstsucht schon damals trotz der beschworenen Bundesgenossenschaft immer nur ein halber Helfer gewesen war und ihn in der höchsten Not herzlos im Stiche gelassen hatte, ward ihnen in solchen Stunden klar. Und es war nicht einer in der bunt zusammengewürfelten und in ihrem Felddienst doch wunderbar einheitlichen Schar, der nicht lieber zehn Engländer als einen Franzosen vor die zuckenden Fäuste bekommen hätte.

Die Dejembertage an der belgischen Küste boten diesem Verlangen genügend Gewähr. Ein Angriff folgte dem andern. Bald rückten sie, die verzweifelnden Belgier in die Schwarzlinie vorschließend, gegen sie an; bald mußten indische Truppen ihre Vorkämpfer bilden, ohne daß sie sich selbst nachher schonten. Aber der Bluthaß, der die entarteten Stammesverwandten mit verdoppeltem Zorn zu finden und zu richten weiß, hielt schaurige Ernte in ihren Reihen. Und mancher englischen Mutter Sohn brauchte keine Schiffsplanke wieder zu betreten.

Es nahte das mit tausend holden Kindheits Erinnerungen umwobene Weihnachtsfest. Die Kompanie hatte hinter ihren Schützengräben eine prachtvolle Dünenmulde, die ziemlich dicht haltende Wände hot und tief genug war, um aller Voraussicht nach ungestört eine Christbaumfeier rüsten zu können. Alle Vorbereitungen dazu waren längst im Gange.

Wiepke, der Bursche Salmuths, hatte seit vier Wochen von allen Schokoladentafelchen die Albern blinkenden Stanniolblätter gesammelt und in seinem kleinen Gesangbuch geglättet. Es stimmerte heftig, wenn er darin blätterte, und der Feldprediger hatte schon einmal lächelnd mit erhobenem Zeigefinger gedroht, als dem braven Franz beim Gottesdienst ein paar der schimmernden Knitterhüllen an der Bibel vorübergefahert waren.

Robert, der Nordberliner, zeigte sich in der Kunst des Neze- und Kettschneidens bewandert. Jeden farbigen Papierseken hatte er an sich genommen, mochte er nun aus einer Zigarettenschachtel oder von einem Briefbogen stammen, der zur Hälfte leer geblieben war. Kupfe, dem die Gärtnereien in Feindesland überall sachmännisches Interesse abnötigten, war bei einem Patrouillengang einmal auf köstliche kleine rotbäckige Aepfel gestoßen, die er vorsorglich für das näher rückende Fest bestimmt hatte. Der Hauptmann, dessen Hand endlich wieder hergestellt war, steuerte ein paar Wachsstöcke bei, die er in Lille gekauft hatte. Selbst Backwerk war aus verschiedenen Heimatkisten vorhanden.

Nur die Hauptfache fehlte: Der Baum! Anfänglich hatte es geheßen, die Proviantkolonne bringt sicher eine Lanne mit für jeden Schützengraben! Aber die englischen Haubitzen hatten die Zufuhrwege tagelang bestrichen, und das Wasser der geöffneten Schleusen war an verschiedenen Stellen tiefer ins Land gedrungen, als man erwartet hatte. Da waren allerlei Schwierigkeiten entstanden. Die nötige Munition war zu weit weit über die Dünenflächen geschleppt worden und der Nahrungszufuhr war es nicht anders gegangen. Ede Burdach, das Pantower Kind, hatte in einem Anflug von Galgenhumor schon einen Ersatz konstruiert, der allerdings auf keiner Seite eine rechte Anerkennung auslösen wollte. In einer alten Wagenstange hatte er durch Bohrlöcher und Bindfäden allerlei trostloses Knüppelwerk befestigt und das mit den sahgrünen Resten der erfvorenen Strandpflanzen umwunden. Es war das Gespenst eines Baumes, das den Mangel nur noch fühlbarer werden lassen mochte. Mit Kopfschütteln wandten sich die betrübten Krieger davon ab.

Am grimmigsten jedoch waren sie darüber, daß nicht weit hinter den Linien des Feindes die Wipfel eines Parkes her-

über grühten, in dem man mit einem guten Fernglatse deutlich die Konturen schöner hoher Fichten unterscheiden konnte.

„Diese Kasselbände hat Christbäume in Menge und braucht sie nicht!“ entrüstete sich manch einer.

„Schöner großer Garten!“ meinte hinüberlugend Robert. „Wenn wir bloß den ollen Hampelmännern uffs Dach steigen

Trost im Leide.

Eink war es Mai, da blühten an den Hängen
Dir tausend Blumen, farbenprädig, bunt,
Eink war es im Mai, da lebte in Befängen
Vor Dir das weite, breite Erdenrund
heut' steht Du da im schwarzen Trauerkleide,
Das Herz voll Wehmut und den Blick getrübt,
Und klagt das Schicksal an in hartem Leide,
Das Dir ein Wesen nahm, das Du geliebt.

Eink war es Mai . . . Verklungen sind die Lieder,
Die Dir ein lebensfroher Mund eink lang,
Und keine laute Klage bringt Dir wieder
Das stille Glück, das einkmals Dir zerfrang;
Nur wie ein fernes, weihevollcs Ahnen
Webt sich's in Deinem gramerküllten Sinn,
Wenn die Erinnerung mit leisem Mahnen
heut ernst und andachtsvoll tritt vor Dich hin.

Das ist das schmerzliche von allem Sehnen,
Das durch Erinnerung in's Herz uns bebt,
Und das mit heimlich nur geweinten Tränen
Vergangne schöne Tage neu belebt;
Das sind die bittersten von allen Stunden,
Die uns entschleiern ein verlor'nes Glück.
Ein Glück, das wir am Wege eink gefunden,
Und das kein Trauern jemals bringt zurück.

Und doch: fernab von Menschenleid und Tränen
Blinkt voll Verheißung ein geweihtes Licht,
Aus dessen Glanz in Deines Herzens Wunden
Ein neuer heller Hoffnungschimmer bricht;
Blick aufwärts nur aus diesem Weltgetriebe
Und öffne ihm die Seele unverweilt;
hoch über jedem Leide thront die Liebe,
Die alle, alle Deine Schmerzen heilt.

Franz Neubaur.

dürften! Aber der Hauptmann wird ja ekkig, wenn man bloß dabon anfängt!

„Strenger Befehl von oben, vorläufig nicht anzugreifen!“ bemerkte Burdach wichtig. „Wir warten noch auf mehr Kanonengels!“

Auch Kupfe, der Tempelhofer Gärtner, hatte einen Blick durch das Glas getan:

„Ein riesiger Park!“ sagte er voll Bewunderung. „Wenn du den in Tempelhof hättest, was? Das wär'ne Nummer!“ lachte Robert und schlug dem Landsmann auf die Schulter.

„Ja, herkrieken können wir'n leider nich. Begnügen wir uns also vorläufig mit unserem Privatgarten!“ seufzte Burdach und bastelte aufs neue an seiner angebohrten Wagenstange herum.

„Ich hör immer Privatgarten!“ spottete ein etwas kritisch veranlagter Braunschweiger Buchdrucker.

„Und da hörst du noch nich daneben!“ antwortete Burdach trocken. „Wat'n richtiger Berliner is, der hat seinen Privatgarten sogar im Felde bei sich, und wenns man en janz

kleines Järtefen is. Es wächst nämlich bloß eene einzige Jurke drin. Aber wenn man die ordn'lich begießt, wird sie langsam reiß un zuerst rot und nachher sogar blau vor Verjüngen! Un der Garten is det Jeschitel Un wenn du jezt in'n Spiegel kucken könntest, würdest du sehn, det er sojar jrient, mitten im Winter! Un wat sagst du nu, du oller Braunschweiger Klugschnabel?"

Natürlich hatte Burdach die Lacher auf seiner Seite . . .

9.

In der einbrechenden Dämmerung brachte der Vorposten einen Ueberläufer in den Schützengraben. Es war ein alter Turko, dem der belgische Winter nicht behagte. Aus seinem radebrechenden Französisch erfuhr man, daß sein Vater anno 70 gleichfalls in deutsche Gefangenschaft geraten sei und es in Halberstadt sehr gut gehabt hätte.

„Du sollst es noch besser haben, du erfrorene Schokoladenpuppe!“ begnerte ihn der Braunschweiger, dem eine großartige Idee gekommen war. Er behauptete es wenigstens. Und nachdem er mit dem anfangs widerstrebenden Feldwebel getuschelt und ihm seine Einwilligung abgerungen hatte, nahm er sich den Turko geheimnisvoll auf die Seite.

Es war ein drolliges Gemisch von Deutsch, Französisch, Zeichensprache und Naturlaute, das der brave Buchdrucker, der sich auf seine Intelligenz viel zugute tat, an den Sohn der afrikanischen Erde richtete.

Anfänglich wollte dem Blöddreinsblickenden auch nicht der Schimmer eines Lichtleins aufdämmern; denn sein Französisch war, nur nach einer anderen Richtung hin, ebenso zweifelhaft wie das seines eifrigen Belehrrers. Und vom Deutschen hatte er natürlich gar keine Ahnung. Aber die zehn Finger sind da, wo die Laute des Alphabets sich zu keiner vermittelnden Klangwirkung aneinanderketten, ganz überraschende Sprachkünstler. Nach etlichen sentrecht und wagerecht die Luft durchschneidenden Handbewegungen und Fingerzeigen nach den feindlichen Linien hinüber, bequeme sich der dunkle, bärtige Kopf der „Schokoladenpuppe“ zu einem ersten, nachdenklichen Nicken.

Der Braunschweiger verdoppelte seinen Eifer. Das Nicken wiederholte sich und wurde gewissermaßen verständnisinnig.

Nun durchschnitt auch die braune Hand mit einer energischen Bewegung die Winterluft von oben nach unten, und beide Hände zeichneten darauf von einer nur eingebildeten aber doch unerbennbaren Spitze etwas Herunterhängendes, Welsches.

Das Nicken war darauf an dem Buchdrucker. Er tat es triumphierend. Sein Französisch hatte wieder einmal gesiegt. Als es ganz dunkel wurde, war der gute Turko in geheimer Mission, nur von wenigen bemerkt, verschwunden.

Selbstverständlich bombardierte man den Braunschweiger Kameraden mit zudringlichen Fragen nach dem Wohin und Weshalb. Zunächst wollte er sich in ein die Spannung erhöhendes Schweigen hüllen. Als aber einer der Mutmaßenden ihm den Nagel vorzeitig auf den Kopf zu treffen schien, fiel er ihm hastig in die Rede und erklärte stolz:

„Nun, wenn ihr die Zeit denn gar nicht abwarten könnt, will ich nicht länger mehr hinter dem Berge halten: trotzdem der braune Ali nur ein sehr mangelhaftes Französisch sprach, ist es mir doch gelungen, ihm unsere Wünsche begreiflich zu machen. Gegen eine Belohnung von zehn Zigaretten und etwas Feuerwasser hat er sich zu den Seinen zurück auf den Weg gemacht, schleicht sich, wenn alles drüben dröfzelt, in den

Park und bringt uns für unsere Weihnachtsfeier morgen einen schönen, grünen Christbaum!“

„Hurra!“ schrien die Musikantiere in freudiger Begeisterung. „Mensch, das hast du famos gemacht! Wie hast du das fertig gebracht?“

In bescheidenem Stolge zuckte der ehrenwerte Jünger Gutenbergs nur die Achseln und lächelte befriedigt.

„Un wenn nu de swarte Kierl nich wedder kömmt?“ fragte mißtrauisch Jochen Bold, ein biederer „Mecklenborger“, der in friedlichen Zeiten zu Peterow Seife kochte und Richte zog.

„Er kommt ganz sicher wieder, lieber Jochen!“ beruhigte ihn der kluge Unternehmer des botanischen Requirierungsausflugs. „Ich habe ihn von dem Feuerwasser kosten lassen. Man sah nur noch das Weiße in seinen Augen: so hat er sie vor Wonne verdreht!“

Die ganze Nacht war ein Horchen und Spähen nach dem afrikanischen Weihnachtsmann, der doch endlich einmal zwischen den Dünenzügen auftauchen mußte. Aber die Geduld der Feldgrauen wurde auf eine harte Probe gestellt. Erst gegen Morgen, als ein merkwürdigerweise noch immer nicht in Hüfnersuppe verwandelter Hahn drüben seine heiseren Krählaute aufschallen ließ, die von Burdach mit einer täuschenden Natürlichkeit beantwortet wurden, zeigten sich im Dämmerdunkel die Umrisse einer heranschleichenden Gestalt, die einen langen, aber nicht allzu umfanglichen Gegenstand hinter sich herzog. Er wurde halbblau angerufen. Da sprang er auf und streckte die Hände in die Höhe.

Es war Ali.

Der Braunschweiger rieb sich die Hände, nicht nur, weil es fro. Es war ein Stolz eines glücklichen Unternehmers.

Jochen Boldt meinte allerdings, daß „hei sich man'n Glendwurm von Boom“ ausgesucht hätte. Aber er wurde wegen seiner „happigen Unverschämtheit“ schnell zur Ruhe verwiesen.

Und dann kam Ali, der glücklich zum zweitenmale entwichte, kriegsmüde Algerier in den Schützengraben gesprungen und zog mit einem überzeugten Zähnefletschen über seine Vortrefflichkeit seine Beute nach.

Dem Braunschweiger quollen die Augen fast aus dem Kopfe vor grimmer Enttäuschung, während Friße Robert unter dem Gelächter der Kameraden ironisch das schöne Weihnachtslied anstimmte:

„O, Tannebaum, o Tannebaum,
Wie grün sind deine Blätter!“

„Na, det Jeschäft is richtig!“ rief Burdach und wand sich vor Lachen. Der Buchdrucker aber hielt dem verblüfften Turko wütend die Faust unter die Nase, gerade als der unlängst zum Oberleutnant beförderte Achilles Salmuth seinen ersten Rundgang an diesem Morgen ausführte.

Er sorgte dafür, daß dem Bedrohten nichts geschah und erkundigte sich nach seiner offenbar schweren Schuld.

Gleich danach stimmte er mit in das sich erneuernde herzhaftes Gelächter der Feldgrauen ein und ließ sich den „Christbaum“ zeigen, den der Sohn Afrikas mit herüber geschleppt hatte: es war der mit glänzend blankem Knopf am Griff und bunten vollen Quasten an der Spitze versehene Stab eines französischen Tambourmajors, der drüben im Schloßchen des Parks wohl sein Quartier mit haben mochte.

Die Andeutungen des Braunschweigers waren in dem Hirn hinter dem buichigen braunen Schädel ganz eigenartige Irrwege gegangen und hatten schließlich dieses ebenso lustige wie andererseits betrübliche Ergebnis des botanischen Nacht-ausflugs gezeitigt.

(Fortsetzung folgt.)

Praktische Winke.

Legehühner bedurften, einer alten Regel nach, wenn sie wirklich ergiebige Leihen sollten, des Körnerfutters. Dies ist aber durchaus nicht nötig. In dieser Zeit, welche für Körner eine wichtigere Verwendung hat und die doch des Eierlegens nicht entraten darf, sei auf eine gute Erbsenfutterart hingewiesen, die zudem noch den Vorzug hat, den Brutieren eine gute Verfruchtung, wenn die Fütterung nicht so schwer ausfällt, zu geben. Sämtliche Knochen, Eierschalen und vor allem Eichel, sowie Buchedern seien fleißig gesammelt und in dazu bereits vorhandenen Mühlen feinleinert. Daneben werde Grün- und Weichfutter angewendet.

Der Aufzug von Puten, die ja bekanntlich während der ersten 6 Wochen von hartgekochtem Ei und Quark (Weichkäse) ernährt werden müssen, unterleibe in dieser Kriegszeit gänzlich. Der Wert der Nah-

rungsmittel, welche für die Menschen zuträglich und nötig sind, muß uns viel zu heilig sein, um davon — sind keine Notfälle geschaffen — an Tiere abzugeben.

Alzu hartes Fett, das sich dem sparsamen Aufstrich widersetzt, ist mit einem in kochendes Wasser getauchtes Messer zu schmirren.

Rübe, sofern sie nicht ganz fest sind, werden mit einem in kochendes Wasser wiederholt eingetauchten Rüssel ausgestochen. Dann fällt das lästige Ansehen der Masse fort.

Brot, das aus dumpfigem Korn gebacken, einen sehr unangenehmen Geschmack hat, verliert diesen, wenn man das noch vorhandene mit heißem Wasser überstreicht und in gut geheiztem Bratofen eine Viertelstunde aufbakt.

Tod . . . wo ist Dein Stachel.

Zum Totenfest von Käthe Kubowsky.

(Nachdruck verboten.)

Frau Maria Verbandt nahm sich zwar nicht die Mühe, zuzuhören, was das treue Mädchen eigentlich mit dieser langen Rede vorbrachte . . . trotzdem wußte sie aber, daß wiederum jemand, der ein Recht an ihrem geliebten, für das Vaterland gefallenen Gatten zu haben meinte, hiervon Gebrauch machen wollte. Unwillig schüttelte sie den stolzen, blonden Kopf:

„Weder für diesen, noch sonst für jemand, bin ich zu sprechen. . .“

So laut stieß sie es hervor, daß der junge, schlanke Mensch, der hart hinter dieser Tür der Antwort entgegenhartete, zusammensuchte und dennoch einen Schritt weiter tat, derselben harten Stimme näher . . .

Und dann kam es, daß er auf der Schwelle stand, und seine dunklen, leidenschaftlichen Augen siehen ließ. Frau Maria sah ihn star an, als könne sie nicht glauben, daß sich einer, ihrem Wunsch entgegen hier Einlaß verschaffe. Da klang auch schon seine Stimme zu ihr. In weicher, heißer Bitte:

„Sie müssen mich anhören, gnädige Frau, ehe Sie mich fortjagen! — Ich war sein Liebling von jeher. — Hat er Ihnen denn niemals meinen Namen genannt? — Brand heiße ich, Referendar Gerhard Brand. — Mir hat er nach jeder Stunde auch davon gesagt, daß er dabei seit Jahren alle Aufzeichnungen für ein Verbrüch zusammengetragen habe. Dem Nachwuchs sollte es dienen. Und Referendare, die er so teuer gelehrt hat . . . mit denen er so viel Geduld und noch mehr Verständnis hatte. — Und ich sollte ihm dabei helfen.“

Die blonde Frau wußte auch von diesem Lebens- und Lieblingswerk ihres Toten. — Er hatte sie stets in alles eingeweiht. Auch den Namen des jungen, blaffen Menschen kannte sie gar wohl. Und dennoch . . . was ging sie dies alles noch an . . . Sie wollte nichts mehr von seinem Veruß wissen. Mit nagender Bitterkeit erkannte sie immer von neuem, daß ihm — dem Ehrlichen, Gottbegabten und über alle Maßen Fleißigen, das Zeug gefehlt habe, um durch geschicktes Anpassen und Zumindehreden sich eine höhere Stellung zu verschaffen . . . daß man ihn aus dem Ministerium heimgeschickt habe wie einen Schuljungen, der seine Aufgabe schlechter gelernt hatte, als andere . . . Sie fühlte noch einmal, wie heiß er darunter gelitten — wie weh es ihn getroffen hatte . . . Und all ihr Stolz und ihre junge aufrechte Kraft bäumten sich heute wie damals dagegen auf und stießen weit weg, was ihn glücklich und traurig zugleich gemacht hatte. — Seinen Richterberuf liebte er unentwegt weiter. Aber unermüdet und zuerst tapfer zurückgedrängt, stieß ihm die Verachtung gegen das auf, was nicht voller Wahrhaftigkeit und Größe urteilte . . .

Und da kam jetzt Einer von denen, welchen er mit tausend Freuden gedient hatte und verlangt noch von ihr, daß sie den Sachen, die weit — weit hinter ihr lagen, irgend welches Interesse entgegenbringt.

Ihre Antwort fiel darum hart und kurz aus.

„Ich erinnere mich, Ihren Namen gehört zu haben. — Auch weiß ich von jenem Verbrüch. — Aber ich will jetzt nichts mehr davon wissen. Verstehen Sie das nun? — Und sie hob ganz leicht die Hand, als wies sie nach der Tür. Aber er ging noch nicht. „Gnädige Frau,“ sagte er noch einmal. Es klang, als wenn seine Stimme voller Tränen wäre. Sie schaute an ihm vorbei mit einem rätselhaften Blick und einem Lächeln.

„Er hielt Sie für außerordentlich begabt,“ sagte sie laut. — Vielleicht üben Sie auch bereits im Ministerium. Dann denken Sie daran, daß er, den Sie ja auch vorgeben, verehrt zu haben, viel gelittten hat, um jene. Und lassen sich zur Wahrhaftigkeit davon zwingen. — Ihm zum Gedenken, wenn Sie seiner dann noch gedenken mögen.“

Jetzt fühlte er die Härte und Bitterkeit als eine Waffe, gegen welche er keine gleiche aus der Scheide reden durfte. Und ging. — Und Frau Maria sah ihm nach, wie er gebückt über die Straße querte und nicht vor sich hin.

„Ja, ja, da geht er . . . und mag denken, so der Aermste . . . ja, eine Frau hat er nun bejessen . . . Eine, die ihn sicherlich nicht verstanden hat.“ — Er schmerzte sie aber nicht, denn sie wußte es anders und besser. Sie war sein Freund und Kamerad von jeher gewesen. — Nicht nur seine Geliebte. Darum verlor sie auch so innerwehliches. — Sie hatte redlich teilen müssen. — In so viele Stücke war das gegangen, was er seine Zeit nannte. — Und sie hatte ihn teilen lassen . . . Ein Stückchen ganz für sie blieb schließlich ja doch. — Nun aber war das vorbei. Jetzt hatte sie ihn ganz für sich . . . nachdem das Vaterland ihn ihr genommen und das ganze lange, harte Jahr nicht für einen Tag wiedergegeben hatte. Jetzt gab sie nichts mehr von ihm ab! — Und sie stellte sich vor sein Bild, auf dem der volle Glanz der Novembersonne lag und schaute lange, lange darauf hin. Es war nach einer kleinen im Felde aufgenommenen Photographie vergrößert und doch so meisterhaft und lebenswahr ausgefallen, daß ihr Herz wieder von neuem mit rasendem Schnupstuchspochen zu klopfen begann.

Und stand wohl eine Stunde, im Schauen verunken . . . in dem Freuen an ihn — stolz . . . vergessen habend, daß er ewig ruhe . . . Erst, als draußen Stimmen laut wurden und ein seltsames

Scharen vor ihrer Tür begann, schreckte sie zusammen und ward inne, wie es in ihrem Leben stand. Was aber geschah denn hinter ihrer Tür.

Etwas ganz Einfaches und doch etwas, das ihre Tränen von neuem fließen ließ. Endlich nach langen Wochen kamen seine Koffer an sie! — Sie sah sie an und legte zärtlich die Hände darauf. Aber sie zu öffnen, dazu konnte sie sich nicht entschließen.

So blieben sie in einem Winkel stehen und schienen vergessen zu sein. Und die Tage liefen mit kurzen Weinen in das Dunkel langer sturmverwehter, sternenloser Abende hinein! Und brachten den Tag, welcher als Feier- und Gedenkstunde für die Toten gemacht ist.

Frau Maria fühlte ihn nicht anders als seine Vorgänger. — Ihr war jeder Tag eine Feier um ihn. — Seitdem sie ihn aus dem elenden Winkel in Titauen in das stille schöne Waldreich geholt hatte, fuhr sie morgens heraus und weckte die meisten Tage, das Mittagessen verpassend, bis zum Einbruch der Dunkelheit an seinem Hügel. — Ganz abgeschlossen hatte sie ihn sich gestalten lassen. — Dunkel Tannen wechselten mit helleren Lebensbäumen ab. — Eine Bank stand bereit. Bügeln schautelten sich leise auf den jungen Wipfeln . . . Es war ihr . . . der Kinder- und Elternlosen . . . das Stück Lebensheimat, wo sie zu Haus war. Heute — am Sonntag des Totenfestes — sah eine klare, kühle Sonne auf sie herab. — Sie hatte ihm keine Blumen mitgebracht, denn sie mußte rechnen und sparen, um mit dem wenigen, was sie an Pension erhielt, auszukommen. Niemals wäre sie auf den Gedanken gekommen, die Hände zu regen und mitzuhelfen, damit das bescheidene Stämmchen vielleicht um eine Kleinigkeit anwachse. — Sie hatte überhaupt jetzt keine Gedanken außer an ihn. — Er genügte ihr, wenn sie morgens aufstand, daß sie auf die Uhr schaute und mit leisem Freuen feststellte, wie Stunde um Stunde verstrich. Sie war noch jung. kaum dreißigjährig. Und heute fragte sie über den Hügel, wie lange er wohl gedachte, daß sie ohne ihn leben müsse . . . Arbeitslos . . . einsam . . . das Leben lassend.

Ja, es kam ihr zum ersten Mal zum Bewußtsein, wie nutzlos sie dahinlebte. Aber der Wille oder der Wunsch dies zu ändern, war nicht damit verbunden. — Sie sah und weinte wie an jedem andern Tage auch. — Und als die Dunkelheit kam, wandte sie sich und schritt frohlockend dem Bahnhof entgegen. — Dabeim ein Brief. Er trug eine feine, große Frauenhandschrift und enthielt eine Bitte . . . „Mein Mann ist auch gefallen, gnädige Frau,“ hieß es darin. „Und Kameraden haben mir mitgeteilt, daß Ihr Herr Gemahl, ehe auch er sich opfern mußte, verschiedene Aufnahmen von dem meinen gemacht hat, die in seinem Koffer lag fanden. Wenn Sie nun die große Güte haben möchten, mir diese Bilder, sollten sie sich vorfinden, zu senden. . .“

Nun mußte Frau Maria also doch die Koffer öffnen. Und sie tat es ungesäumt, weil sie meinte, sie erfülle damit eine Pflicht gegen die andere. . . . Ein kleines Braubüchlein mit flüchtigen Aufzeichnungen. Davon hatte er ihr des öfteren geschrieben. Sie blätterte darin und preßte die Lippen auf die Buchstaben. . . . Dann begann sie auch zu lesen. . . . Und zwar die letzte Seite zuerst. Da war der Tag von Nowo — jener von Wilna und hier . . . stand da nicht ihr Name. . . . Ganz recht. . . . Am Vorabend jenes Tages niedergeschrieben . . . als er fiel.

„Wie wird sie's tragen, wenn ich fort muß?“ fragte er voll bangender Ahnung . . . um auch in seiner ruhigen Art eine passende Antwort zu finden. „Sie wird sich in mein Werk vertiefen und arbeiten. Sie ist ja so klug. Viel mehr, als sie es weiß. Darin lag ihr stärkster Reiz. — Alles habe ich darum mit ihr besprochen. Vielleicht von einer Vorahnung getrieben — Muß ich von ihr scheiden, wird sie meine Lebensarbeit auch nicht untergehen lassen. Dazu fenne ich sie zu gut. . .“

Nun hatte er sie doch nicht gefannt! — Reize und Klein war sie jedem aus dem Wege gegangen, was seines Lebens Inhalt an Arbeit und Freude bedeutete hatte. — Wies auch den ab, den er so gern belehrt und gelehrt hatte. — — Heiß und schwer wollten ihr wiederum die Tränen in die Augen steigen. Aber diesmal wehrte sie ihnen. Kein Tropfen sank. . . . Aufgerichtet und stark stand sie plötzlich vor seinem Bilde — schaute die geliebten, klugen dunklen Augen an und winkte ihnen einen Gruß in die Höhe. . . . Dann setzte sie sich an seinen Schreibtisch und schrieb mit seiner Feder, die noch da lag, wie er sie zuletzt verlassen hatte. Schrieb an Gerhard Brand:

„Kommen sie zu mir. — Wir wollen wenigstens versuchen, sein Lebenswerk lebendig zu machen.“

Dann kniete sie nieder und legte den blonden Kopf dorthin, wo er so oft in den seligen Stunden dieses Glückes geruht hatte. . . . an die Lehne seines Arbeitsstuhls. Diesmal kam zwar nicht seine starke, treue Hand, um ihn zu heben und an das Herz zu betten. . . . Diesmal fühlte sie einzig das kalte harte Holz mit seinen tiefen Schnitzereien an ihrer Wange. . . . Und dennoch war es ihr, als sähe er vor ihr und blickte auf sie nieder in stiller fröhlicher Hoffnung. Und sie wußte plötzlich, daß das Erfüllen dieser unausgesprochenen Hoffnung das lange bange Totenfest, in dem sie bisher gefanden hatte, zu einem licht- und glanzzerfüllten Erinnerungstage an ihn erheben werde.

Schön Rottraut.

Novelle von Hedwig Nicolay.

(Nachdruck verboten.)

Schwester Marga hatte Nachtwache. Sie saß am Bett des verwundeten Soldaten, dem der Schlaf erst nach Mitternacht die müden Augen geschlossen hatte.

Nur ein kleines Licht brannte im Zimmer und warf unruhig zitternde Schatten an die Wand. Das Fenster war weit geöffnet und aus dem Lazarettgarten strömte ungehindert die warme Sommerluft herein.

Hin und wieder trug ein Lusthauch eine wonnige Duftwelle zu Marga, sie flutete über ihr junges, liebliches Gesicht, über ihre Hände wie eine weiche Liebstofung.

Dann gingen Margas Gedanken weiter, sie verloren sich von der Wiese in eine blaue Ferne, wo rosigge Abendwolken sich im silberklaren Wasser eines stillen Sees spiegelten.

Mit plätschernden Ruderschlägen glitten die Boote am Ufer entlang. Der Vollmond stieg hinter dem Buchenwalde auf und frische, jugendliche Stimmen sangen fröhliche Lieder. Margas blaue Augen folgten einem Boot, in dem mehrere Studenten saßen, unter denen sich Gerhard befand.

Er grüßte lachend. „Guten Abend Schön Rottraut,“ rief er nettlich. Sie errötete als seine Kameraden sie ebenfalls in schlafhafter



Soldatenbegräbnis in den Vogesen: Der Leichenzug in einer Dorfstraße.

Aus unbestimmter Ferne traf ein klingender Ton ihr Ohr, er berührte seltsam ihre Seele, und ihr war plötzlich, als ob sie weinen müsse. Die Erinnerung stieg in ihr auf, es war, als ob sie mitten in der stillen, nächtlichen Einsamkeit die Glocken ihrer Heimatstadt läuten hörte.

Sie lehnte sich in den Stuhl zurück und schloß die Augen. Nun sah sie sich im Geiste als Kind mit andern Kindern fröhlich auf der blumigen Wiese tanzen, in ihrem blonden Haar den Feldblumenkranz, den ihr der lange Freund geflochten, Gerhard Erdmann, der ihr das Leben gereitet hatte, als sie in den Bergstrom gefallen war.

Seitdem verband die Beiden eine innige Freundschaft, und Gerhard tat nichts lieber als dem kleinen vier Jahre jüngeren Mädchen eine Freude zu bereiten.

„Den Kranz mußt Du tragen, weil Du die Schönste bist“, hatte er gesagt, und die andern Spielgefährten hatten sie um das zierliche Kunstwerk beneidet. —

Fröhlichkeit grüßten, und ärgerte sich ein wenig, aber sie konnte es doch nicht hindern, daß ihr Herz heftig zu schlagen anfing; es gab doch keinen andern, der ihr so gut gefiel wie er! —

Wo war der mondbelegante silberne See und die flutende Woge gelieben, die die Schiffschen schaukelten und trug?

Das träumende Mädchen sah sich in einem strahlend hellen Ballsaal, wo die Musik schmeichelnde Tanzweisen spielte. Die Paare schlangen sich in graziosen Reigen und aus den Augen der Tanzenden lachte helle Lebensfreude. Und mitten im Gewir der süßen Klänge traf Margas Ohr aus Gerhards Munde die größte und schönste aller Fragen, die eines Mädchens Herz zu entscheiden hat.

Aber noch bevor sie die Schüchternheit, den süßen Schreck überwinden, noch bevor das Herz zu Worte gelangte, war der Tanz zu Ende, und vor dem jungen Paar stand Margas Vater mit einem fremden jungen Mann.

„Hier, mein Kind,“ sagte der alte Herr, „bringe ich Dir Hans

Winter, den Sohn meines lieben Jugendfreundes. Ich würde mich freuen, wenn Du ihn gut aufnimmst."

Marga konnte in tiefer Verwirrung nur Gerhard einen stummen Blick der Abwehr zuwerfen, dann reichte sie dem Fremden die Hand; und während dieser lebhaft auf sie einsprach, zog sich Gerhard Erdmann zurück.

Und das Verhängnis hatte es gewollt, daß sich kein Augenblick mehr finden sollte, den Blick der Abwehr aufzuklären; Gerhard reiste ab, ohne Marga noch einmal gesehen zu haben. —

Der Lichterglanz des Festsaales war erloschen, verklungen Tanz und Jugendlust.

Schwere, bange Wochen folgten im düstern Krankenzimmer und bleiche, erkaltende Lippen sprachen letzte Segenswünsche für die verwaisste Tochter aus. —

Seit dieser Zeit war Marga Schütte hilfsreiche Schwester im Städtischen Krankenhaus. Sie fühlte sich wohl und geborgen in ihrem schönen Beruf und erfüllte mit Liebe und Hingebung alle ihre Pflichten.

Bald nach Beginn des Krieges war sie von der Oberin in dieses Lazarett geschickt worden, das inmitten einer schönen Landschaft lag, und in dem sie mit ihren Mitschwesteren nun schon so vielen tapfern Kriegeren wieder zu voller Gesundheit verholfen hatte.

Ein tiefes Aufseufzen ihres Pfleglings schreckte Marga aus ihren Träumereien in die Höhe. Sie öffnete die Augen und sah verwundert, daß der junge Morgen schon schüchtern ins Fenster schaute, den die Vögel draußen zutischend begrüßten.

Liebedvoll neigte sie sich über den Verwundeten, dessen Hände nach den ihren tasteten.

"Schwester Marga", sagte er, "ich habe geträumt, daß das Glück zu Ihnen kommen wird, und habe so gut geschlafen; ich fühle mit einem Male deutlich, daß meine Kräfte wiederkehren."

"Wie mich das freut", entgegnete sie herzlich. "Nun glauben Sie doch auch wieder an das Leben, nicht wahr?"

Der junge Kriegsfreiwillige horchte so gern auf den weichen dunklen Klang in ihrer Stimme, der für ihn etwas sehr beruhigendes hatte.

"Ja ich glaube wieder daran", antwortete er; "aber es sah doch so böse mit mir aus, daß ich alle Hoffnung verloren hatte. Und Sie gaben auch nichts mehr für mich, Schwester Marga."

Das junge Mädchen entzog ihm sanft die Hände und ging um das Licht auszulöschen, das sahl in die Morgendämmerung hineinleuchtete.

"Sie haben viel leiden müssen", stimmte sie zu, "und Ihr Leben danken Sie allein dem Arzt, der Sie, ohne Furcht für sein eignes Leben, gleich nach ihrer schweren Verwundung auf dem Schlachtfeld operierte."

Die matten Augen des jungen Studenten leuchteten plötzlich auf wie eine helle Flamme.

"Ach, Schwester, was war das für ein Mann," rief er begeistert! "so jung noch, so tapfer, so geschickt und gewissenhaft! Die Granate hatte mich ganz zerfetzt, und wie hat er mich zusammengesiekt; Nichts wie die Narben werden am Ende übrig bleiben! Glauben Sie mir, neben dem brennenden Wunsch, bald wieder hinaus an die Front zu können, habe ich nur den einen, meinen Lebensretter noch einmal wiederzusehen, um ihm dankbar die Hand zu drücken. Denn, wer so wie ich, dicht vor der Pforte einer unbekanntem Welt gestanden hat, weiß erst das wiedergeschenkte Leben voll zu würdigen."

"Wie hieß dieser Arzt?" fragte Marga ergriffen von den Worten des Genesenden, aus denen die tiefe Freude über die zurückkehrende Lebenskraft herausklang.

"Doktor Erdmann," war die Antwort. "Auch seinen Vornamen weiß ich, Gerhard heißt er. Und er ist ein schöner stattlicher und liebedvoller Mann."

Marga mußte sich plötzlich am Fenstersügel festhalten, weil der Boden unter ihr zu wanken schien.

Er, er war es gewesen! Er, dessen Bild in ihrer Seele lebte. Mit aller Macht stürzten die Erinnerungsbilder von neuem auf sie ein.

"Ja, so war er! Ein Held und ein barmherziger Samariter! — Und ein schöner stattlicher Mann!"

Ihr Herz schlug so stark, daß sie meinte, der Verwundete, der geträumt hatte, daß das Glück zu ihr kommen würde, müsse diese Schläge hören. Ach, wenn er wüßte, wie nahe ihr das Glück einmal gewesen war, und daß es sie nie, nie mehr erreichen würde!

Sie fand kein Wort mehr der Erwidern und atmete tief auf, als der Wärter kam, um den Kranken zu versorgen. —

Als sie am Abend wieder die Nachtwache bei ihrem Patienten übernahm, erzählte ihr dieser, daß der Herr Professor sich heute sehr lobend über ihn ausgesprochen habe.

"Zu sechs Wochen dürfen Sie wieder zu Ihrem Regiment, hat er gesagt. Ist das nicht herrlich, Schwester Marga?"

"Das ist wirklich schön, Herr Neuter," stimmte Marga zu. "Sie

haben auch so brav alle Schmerzen ausgehalten, nun bekommen Sie so schönen Lohn dafür."

"Ja, und der Herr Professor sagte noch, daß er einem Kollegen meine Wunden zeigen wollte. Er schien ganz stolz auf mich zu sein und tat dabei noch so gesinnigswoll, als ob er irgend eine hübsche Ueberraschung für mich in petto hätte. Wissen Sie, was das sein könnte, Schwester Marga?"

Diese schüttelte lächelnd ihr blondes Haupt. "Nein, aber ich hoffe mit Ihnen auf etwas recht schönes."

Sie ging, verschiedenes ordnend, geräuschlos im Zimmer umher, öffnete dann das Fenster zum Garten und wollte eben die Tür schließen, als sie Schritte nahen hörte. Sie vernahm die Stimme des Chefarztes und sah neben diesen einen andern Herrn die Treppe hinaufsteigen.

Genau war das der Kollege, der ihren Verwundeten sehen sollte. Schnell trat sie zurück und flüsterte ihrem Pflegling ein paar Worte zu.

Gleich darauf betrat auch schon der Professor mit dem fremden das Zimmer.

Marga stand am Fenster, als sie plötzlich Kurt Neuter laut aufschreien hörte: "Herr Doktor! Ach wie bin ich glücklich, meinen Lebensretter wiederzusehen, — wie dankbar bin ich Ihnen!"

Aus den abgebrochenen Jubellauten hörte Marga die Tränen heraus, die dem Verwundeten aus den Augen stürzten, als er seinen heißen Wunsch so unerhofft erfüllt sah. Sie gewahrte, wie der junge Arzt sich über den ganz überwältigten Kranken beugte, sie hörte eine tiefe beruhigende Stimme, eine Stimme, die sie aus tausenden herausgelaunt hätte, die wie Glockenklang in ihr Herz drang, in das arme zitternde Herz, das fast kein Klopfen vergaß.

Als Gerhard Erdmann sich wieder aufrichtete, überragte er um Kopfeshöhe den Professor, der sich nun nach der Pflegin umwandte, um sie mit seinem Gestalt zu machen.

Er wußte nicht, wie unnötig diese Vorstellung war. Gerhard starrte mit weit offenen Augen das junge Mädchen an, als sei sie ein Geist; aber nur einige Sekunden lang, dann murmelte er ein Begrüßungswort.

Sein flüchtiger Gruß blieb unerwidert, über Margas blasse Lippen kam kein Ton. In ihren Ohren brauste ein ferner, ferner Klang: "Schön Rottraut!"

Hätte er es gesprochen? Nein, o nein!

Sie wußte nicht, wie lange die Unterjuchung gedauert hatte, sie war auch nicht zu Handreichungen herangezogen worden, sie wußte nur noch, daß sie Gerhard und den Professor zur Tür geleitet, und daß der erstere sich mit einem langen seltsamen Blick verabschiedet hatte.

Darauf hatte es sie Mühe gekostet, den vor Entzücken ganz aufgelassenen Krieger zum Schlafen zu bringen, und dann war die Nacht gekommen, die stille schweigende Nacht, in der sie mit sich und ihren Gedanken allein sein durfte.

Mit dieser Nacht war ihre Woche bei dem Kriegsfreiwilligen zu Ende, sie durfte sich auschlafen, und nahm dann ihren Tagesdienst wieder auf.

Zwei Tage nach dem unerhofften Wiedersehen des ehemaligen Freundes sah Marga in der Mittagspause allein im Lazarettgarten, als plötzlich, wie vom Himmel gefallen, der vor ihr stand, den ihr Herz nicht vergessen konnte.

Sie erhob sich und stand ihm gegenüber, und es war ihr als wären sie beide ganz allein auf der Welt, in der die Rosen so süß dufteten, so süß. . . .

"Ich wollte nicht abreisen, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben," sagte er, und sein Blick streifte ihre Schwestertracht, die ihr besonders gut stand. "Sie haben Schweres durchgemacht, wie ich mit großem Bedauern gehört habe. Wie lange tragen Sie schon dieses Kleid?"

"Seit zwei Jahren, als mein Vater starb. Ich fühle mich wohl und geborgen in dieser Tracht."

Er sah sie durchdringend an. "Dann hat also der Andere ebenso wenig Glück gehabt wie ich?" fragte er mit schneidender Bitterkeit.

Sie schaute verständnislos zu ihm auf und stammelte mit schwerer Zunge: "Der Andere?"

Ja der Sohn von Ihres Vaters Jugendfreund. Man sagte mir doch — Sie hätten ihn mir vorgezogen."

Als in die Lippen erbläht, schüttelte sie den blonden Kopf und schlug die Augen zu Boden.

"Nicht? — Aber dann — ja — darf ich nicht wenigstens den Grund erfahren, Marga — warum. . . ."

Es zuckte um ihren Mund und über ihr Antlitz hin. Tränen verschleierten ihre Augen.

"Weil — weil Sie meine Verwirrung und meinen letzten Blick falsch verstanden haben" — sprach sie dann, und die leeren Worte klangen halb erstickt von ihres Herzens heftigem Schlagen: "Ihre Frage kam so plötzlich mitten in den Tanz hinein, — gleich darauf

stand dann mein Vater mit dem Fremden vor uns, und — Sie haben später nicht mehr zu hören verlangt — was mein Herz sagte. . . .
Und was sagte Dein Herz?“ fragte er in den Abenddunst hinein, der sie beide so süß umhauchte.

„Es sagte ja!“
„Kottraut! Schön Kottraut“, jubelte er da und zog das lebende Mädchen, zu dem das Glück nun doch gekommen war, innig an seine Brust.

Der Mutter Name.

(Fortsetzung.)

Roman von Otto Elfer.

(Nachdruck verboten.)

Der Strand war trotz der Abendstunde noch belebt genug. In den Strandkörben saßen die Damen mit einem Buche oder einer Handarbeit; Kinder spielten im Sande oder patzten in dem seichten Wasser umher. Junge Herren stützten mit jungen Damen und in der Strandhalle saßen einige ältere Herren und erquickten sich an einem Glase Brot.

Eberhard mied den belebten Teil des Strandes und suchte die einsamen Dünen auf, zu deren Füßen die schwarzen Fischerboote lagen und die Netze zum Trocknen aufgehängt waren. Hier war es noch wie früher, als Germershafen erst von einigen Gästen besucht wurde, die sich an der Natur allein genügen ließen, denen die wildbewachsenen Dünen, wo der Seewind in dem Strandhafer säufelte, denen der weite Strand und die wogende, schäumende See allein genug war, um glücklich und zufrieden zu sein. Hier hörte man nicht die Musik in der Strandhalle, die den Walzer aus der neuesten Operette spielte, hier störte einen nicht das mondäne Leben zwischen den Strandkörben und auf der Promenade; hier sah man nicht die buntbewimpelten Vergnügungsboote — hier herrschte noch der strenge, scharfe Duft des Meeres, hier hörte man noch das Rauschen der Wellen, die sich schäumend am Fuße der Düne brachen, hier vernahm noch die ewige Melodie des Meeres und den freien Schrei der Möve, die sich auf sturmgeprüften Schwingen mit ihrer Beute empor schwang.

Hier konnte man noch sinnen und träumen. Eberhard nahm am Fuße einer einsamen, verkrüppelten, durch den Seewind schief gebogenen Kiefer Plaz und sah hinaus auf das Meer, das im Glanze der untergehenden Sonne schimmernd dalag. Eine silberglänzende, flimmernde Brücke baute der Strahl der Sonne über die dunkelgrüne See; bis zum fernen Horizont reichte diese schimmernde, flimmernde Brücke, wie ein Weg in die Ewigkeit, wie ein Pfad in die Unendlichkeit. Und weit dahinten am Horizont, da breitete sie sich zu einer glänzenden Fläche aus, zu einer schimmernden Insel der Glückseligkeit gleichsam, bis düstere Nebelwolken nieder sanken, in denen aller Schimmer untertauchte.

Eberhard hatte die Meere aller Weltteile gesehen, vom nördlichen Eismeer an bis zu den tiefblauen Wogen des indischen Ozeans. Er hatte das Meer in seiner stillen, majestätischen Einsamkeit des Nordens gesehen, er hatte es aufflammen sehen unter den Strahlen einer tropischen Sonne. Er hatte das ruhige, in langen Wogen atmende Weltmeer gesehen, er hatte es gesehen zu schäumendem Gischt gepeitert von der Gewalt des Sturmes — aber der Anblick des heimatischen Meeres, übergossen von der Abendsonne, still atmend, wie die unschuldige Brust der Jungfrau, sich in leichten Wellen anschmiegend an das Meer — der Anblick dünkte ihm schöner, erhabener als alle die Wunder der weiten Welt.

Er achtete nicht auf seine Umgebung; er war ganz versunken in den Anblick der See, er sah nicht, wie zwei Damen — eine ältere und eine jüngere — wenige Schritte von ihm auf der Düne standen, und erst der Ausruf der jüngeren Dame: „Wie herrlich, Mama!“ ließ ihn anschauen.

Und da sah er sie vor sich stehen, an die seine Seele in dieser stillen, feierlichen Stunde gedacht hatte!

Die gütige, freundliche Frau mit dem jetzt leicht ergrauten Blondhaar, aber noch immer mit dem milden sanften Blick der blauen Augen; um den schön geschnittenen Mund, der so freundlich lächeln konnte, einen leisen, süßschmerzlichen, wehmütigen Zug und auf der weißen Stirn den Schatten einer leichten Wolke der Schwermut.

Und neben ihr ihr verjüngtes Ebenbild! Eine zarte, schlankte Mädchengestalt mit herrlichem Blondhaar, das ihr gelöst zu natürlichem Gelock über die Schultern walle, und großen blauen Augen, in denen sich die Sonne spiegelte, wie in der blauen See.

Das — das war aus der kleinen Trude geworden, die einst die weichen Kinderärmchen um seinen Nacken geschlungen, deren Samtwange an die feinnige sich lehnte, während

die Mutter die alten Märchen von Schneewittchen und den sieben Zwergen, von Rosenrot und Schneeweiß erzählte und ihre großen Kinderaugen an den Lippen der Mutter hingen?

Das war Klein-Trude, an die er so oft mit inniger Kühlung gedacht? Und das die freundliche, gütige Frau Jrmgard, die seine Knabenjahre beschützte?

Er wollte nicht gesehen und erkannt werden und stützte das Haupt in beide Hände.

Einen flüchtigen Blick warfen sie auf ihn, dann gingen sie weiter, ohne ihn zu erkennen. Eberhard aberkehrte erst um, als die Sonne längst untergegangen war.

7.

Einige Tage kämpfte Eberhard mit einem Entschluß, ob er der Baronin einen Besuch abstatten solle. Schließlich ging er doch zu ihr! Zu seiner Entschuldigung sagte er sich, daß es in dem kleinen Orte auf die Dauer nicht unmöglich sein werde, den Damen auszuweichen; aber das war nur eine äußerliche Entschuldigung, der wahre Grund war die Sehnsucht seines Herzens, diejenige wiederzusehen, die die Freundin seiner Knabenjahre gewesen, und die zur Jungfrau erblühte Klein-Trude begrüßen zu dürfen.

Ja, mit klopfendem Herzen gestand er sich, daß er in diesen Tagen mehr an Gertrud gedacht, als an ihre Mutter. Zu jeder Stunde stand ihm die vom Gold der sinkenden Sonne umflossene schlankte Mädchengestalt vor Augen; er sah das leuchtende Gold ihrer gelösten Locken, das tiefe Blau ihrer großen Augen, die freischen von der Seelust geröteten Wangen und den blühenden Mund. Die Sehnsucht nach ihr, die ihm wie ein Märchenbild erschienen, wuchs von Tag zu Tag in ihm, daß er ruhelos umherwanderte, bis er schließlich mit raschem Entschluß nach der Pension ging, in der Frau von Sattingen Wohnung genommen hatte, und sich bei den Damen melden ließ.

Mit ausgestreckten Händen, ein freundliches Lächeln auf den Lippen, kam ihm Frau Jrmgard entgegen.

„Endlich — endlich kommst Du, mein lieber Junge!“ rief sie und ihre Stimme erbebte in tiefer, innerlicher Rührung.

Und dann zog sie ihn in die Arme und küßte ihn auf die Wangen und strich ihm das Haar aus der Stirn, sah ihn in die Augen und sagte liebevoll lächelnd: „Welch ein großer, schöner Mann mein lieber Junge geworden ist!“

Tief bewegt küßte er ihr die lieben Hände, die schmäler, magerer und blasser geworden waren, wie ihre Gesichtszüge einen eigenen wehmütigen Ausdruck angenommen hatten, als laste eine schwere Sorge auf ihrer Seele.

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau . . .“ hub er an. Doch lächelnd unterbrach sie ihn.

„Sind wir einander so fremd geworden?“ fragte sie mit freundlichem Vorwurf. „Wozu diese Förmlichkeit? Kenne mich Tante, wie in früheren Jahren, wie ich Dich meinen lieben Nessen nennen werde. — Und hier ist Deine Cousine Gertrud — die kleine Trude von früher, jetzt ein großes Mädchen.“

Erötend reichte Gertrud ihm die weiche Hand.

„Willkommen, Vetter Eberhard,“ sagte sie mit ihrer süßen Stimme. „Ich habe Dich gleich wieder erkannt.“

Er wagte es kaum, ihre kleine, weiche Hand in seine große, feste Arbeitshand zu nehmen, oder in ihre großen, strahlenden blauen Augen zu blicken.

„Du mußt uns recht viel von Deinen Weltfahrten erzählen,“ fuhr die Baronin fort. „Du bist ja jetzt ein weitgereister Mann. Heinrich Klafen sagte mir, daß Du jetzt in China und Japan gewesen seiest.“

„Ja, Tante, ich bin weit in der Welt umher gewesen,“ entgegnete er. „Aber die Heimat habe ich deshalb doch nicht vermissen.“
(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges

Das gesetzlich geschützte Kochrezept.

Eine sehr interessante und für die Hausfrauen wichtige Entscheidung hat entgegen einer Entscheidung des Kammergerichts — das Reichsgericht gefällt. Landgericht, Kammergericht und Reichsgericht mußten sich die Köpfe darüber zerbrechen, ob dabei ein literarischer Wert vorläge. Durch das Gesetz, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und Tonkunst, sind Schriftwerke geschützt. Der Inhaber habe die ausschließliche Erlaubnis zur Vervielfältigung und Verbreitung. Das Berliner Kammergericht meinte, ein Kochrezept sei als „ein lediglich wirtschaftlich-praktischen Zwecken dienender Ratsschlag“ anzusehen. Und es käme nur auf den Inhalt, nicht aber auf die künstlerische oder geistige Form an. Kurz, es bedürfe nichts weniger als den „literarischen“ Genuß. Das Reichsgericht ist anderer Meinung gewesen. Leipzig schätzt also den Wert, auch den künstlerischen, solcher Darbietungen, sehr hoch ein. Es begründete, daß die Abfassung eines guten Kochrezeptes entschieden einen gewissen Aufwand an individueller geistiger Tätigkeit und Laßtzeit heische. — Es gab also dem Rezept den Wert eines geistigen Produktes — eines Schriftwertes.

Bei leichten Gasvergiftungen werde der Kranke sofort in die freie Luft geschafft und mit ihm Atmungsbewegungen, wie sie bei Ertrunkenen vorgenommen werden, versucht. Nach dem Erwachen werde feste schwere Nahrung mindestens zwei Tage hindurch nicht gereicht. Milchspeisen und Zwiebacke tun gut. Frische, schaumig

geschlagene Eier ebenfalls. Bei Fleischspeisen hat man hinterher häufig beobachtet, daß die Genesenden erbrechen.

Schwäche im Rücken und Einknien allzu schmaler Knöchel wird allmählich durch Einreiben mit Franzbranntwein beseitigt. Allerdings muß man dazu erst wochenlang morgens und abends eingerieben haben, ehe eine Wirkung zur Besserung zu spüren ist.

Ohrenjaufen kommt häufig von starken unermittelt aufgenommenen Geräuschen her. Darum stoße man, ist ein solches starkes Geräusch zu erwarten, Wattebäusche in die Ohren.

Bei heftigem Erbrechen quäle man den Patienten selbst nach Tagen der verweigerter Nahrungsaufnahme nicht mit Speisen, wenn er davor ein Geklemmpfinden zeigt. — Nahrungsklittiere, die aus Rotwein und zerquirten frischen Eiern zu bestehen haben, kräftigen in solchen Fällen sicherer als die natürliche Einführung von Speisen, die wiederum zu neuem Brechreiz führt.

Regelmäßig mit einer Salbe, die aus 2 Teilen peruanischem Balsam, 5 Teilen Rinderfett, 8 Teilen Chinatinktur zu bestehen hat, eingeriebene, schwachgezeichnete Augenbrauen erhalten einen besseren Wuchs und dunkeln angenehmer nach.

Bei leichten Stuhlverstopfungen empfiehlt es sich abends ungefähr acht Bachpflaumen einmal, nach sauberem Waschen, aufzutischen und zugedeckt auf den Nachttisch zu stellen. Beim morgentlichen Erwachen mit der Sauce getrunken (steinlose Pflaumen eignen sich des besseren Aussehens wegen besonders dazu), geben sie den gewünschten Erfolg.

Heureka
Überraschender Erfolg

Haarfarbe — Verjüngungsmittel — gibt dem ergrauten Haar durch einfaches Überbürsten die Naturfarbe wieder. Orig.-Flasche 3.— M. Probenflasche 1.50 M. Alleingiger Hersteller **Schwarzlose, Berlin 622** Friedrichstraße 193, nahe Untergrundb.

Es ist wichtig sich bei Bestellungen auf die „Gute Geister“ zu beziehen.



Teilzahlung
Uhren und Schmucksachen, Photogramme, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.
Kataloge umsonst u. portofrei liefern
Berlin A. 390.
Jonass & Co., Belle-Alliance-Str. 7-10.

Ausreden lassen.
Angeklagter: „Herr Präsident, ich bin kein so großer Lump wie Sie —!“
Präsident (wütend aufspringend): „Was wagen Sie —!“
Angeklagter (ruhig): „Wie Sie glauben, wollte ich sagen!“

Laubsägerei
Kerbschnitt u. Holzbrand
Werkzeuge, Holz, Vorlagen etc.
i. groß. Ausw. bill. Katalog grat.
J. Brendel, Mutterstadt 2 Platz

Damen und Herren
Können beim Vertrieb mein. geschützten Werkes **ca. 10 Mark** täglich verdienen. Adresse an:
C. A. Rettger, Magdeburg.

Vaterländischer Schmuck
u. Gebrauchsgegenstände fürs Feld!

Taschenlampen
Messer usw.
gegen bar und Monatsraten

Spezial-Preisliste umsonst und portofrei
Jonass & Co., Berlin V. 390
Belle-Alliance-Str. 7/10.

Ordnung ist, wie das Sprichwort sagt,
das halbe Leben

Sie ist unbedingt nötig für jeden, ob Beamter oder Geschäftsmann, namentlich wenn er eine größere Korrespondenz zu erledigen hat. Ein treuer Gehilfe ist hierbei unter glänzend begünstigter Ordnung für Schriftstücke (D. R. G. M. Nr. 658878). Er bringt in 31 Abt. der Monatsmappe und 12 tafelförmigen Abt. der Jahresmappe den gelamten noch zu erledigenden Schriftwechsel. Nichts kann mehr vergessen werden, an alles erinnert zur rechten Zeit der Ddter für Schriftstücke, der

für 8 Mark
bzw. 10 Mk. für eine kräftigere Ausführung excl. Porto von der Buchhandlung der Dv.-Ztg. in Schwanebed, Kr. Döbersteden bezogen werden kann. Dauerhaft gearbeitet, in geschmackvollem Einband, gereicht er jedem Schreibtisch zur Zierde.

Boshaffes Mißverständnis.
„Ich habe doch eine prächtige Schillennase!“
„Ja, sie fällt in allen Farben.“
„Sie sollten halt nicht so viel trinten!“

Jeder Herr,
welcher sich schön und billig kleiden will, verlange unsern Katalog Nr. 11 über neue und wenig getragene, teils reißwollene, sehr preiswerte
Kavalierekleidung.
Ohne Bezugsschein:
Anzüge getragen, von . . . Mk. 30 an
Ulster, Paletot 40 „
Hosen 40 „
Ausserdem alle billigeren Kleidungsstücke mit Bezugsschein. Im Katalog ist genau angegeben, wie weit der Bezugsschein erforderlich. Risiko ausgeschlossen. Für Nichtgefallendes gebe Geld zurück.
J. Kalter, München, Tal 19.

Spielwaren
aller Art, grosse Auswahl; auch Christbaumschmuck, Märchen- und Bilderbücher, Knaben- u. Backfischbücher

Teilzahlung
Spezial-Preisliste umsonst und portofrei.
Jonass & Co., Berlin Sp. 390
Belle-Alliance-Strasse 7-10.

Jogal Gegen **Gicht Hexenschuß**
Rheuma Nerven- und Ischias Kopfschmerzen
Aerztlich empfohlen. — Hunderte von Anerkennungen. Jogal-Tabletten sind in allen Apotheken erhältlich. Preis Mark 1.40 und Mark 3.50.

Uhr und Kette geben wir Ihnen,
wenn Sie unsere 100 Stinifer-Kriegs- und patriot. Rohlfarten, die mit 300000 Kommissionsweise frei zuwenden, im Befanntpreis verkaufen. Nach Einfindung von M. 7.50 erhalten Sie unsere Unter-Memorial-Uhr, echt deutsches Fabrikat, samt Kavalier-Kette frei zugewandt. Damenuhr oder Arm-banduhr M. 3 mehr. I. Stern Company G.m.b.H., Berlin W. 12, Münchenerstr. 49.
Erste älteste Firma dieser Art.

Stahlropfen-Vertrieb Bad Pyrmont.
Stahlropfen ein ideales **Kräftigungsmittel**, hervorragend wirksam, appetitanregend, wohlchmeckend und bekömmlich. Bestes Präparat in allen Fällen von Blutarmut, Bleichsucht, allgemeiner Schwäche und nervöser Verstimmung. Originalpackung Mk. 3.—. Erhältlich durch den **Stahlropfen-Vertrieb Bad Pyrmont 1** gegen freie Nachnahme.

Für 2,— Mk. liefert nach jeder Photographie eine photographische Vergrößerung — 35-45 Zentimeter —
Brustbild Lebensgröße.
Spezialität **Soldatenbilder** in feldmarschmäßiger Ausrüstung, auch nach Civil- oder Gruppenbildern. Versand per Nachnahme oder vorheriger Einzahlung von Mk. 2.50 incl. Porto und Verpackung. **Aehnlichkeit garantiert.**
Elisabeth Uhr, Berlin-Friedenau, Fregestraße 18.

Waschmittel Svea
gibt **blondend weisse Wäsche** 10 Pfundpalet 32 große, harte Stücke 6 Mark Porto und Nachnahme frei. Schreiben Sie noch heute Karte.
C. Pansegrau, Renden, Westpr.
Wer Geld sucht auf Ratezahlung schreibe sofort an **C. Wittenberg, Berlin O. 160, Dolziger Str. 28.** Geschäft besteht 18 Jahre. Reelle Bedienung.

Neues Wort.
„Sind die Experimente Ihres Neffen, des Erfinders, so spiessig?“
„Und ob! Der hat schon ein ganzes Vermögen bald bestranden!“

Ohne Bezugsschein! Beschlagsnahmefrei
Strick-Wolle
liefert an Private (Muster frei)
Erfurter Garn-Fabrik
Hoflieferant in Erfurt C. 23.

Fahnen
Reinicke, Hannover.

Druckfehler-teufel.
Die Treiber umfellen die Spalten, in die die Jäger unter lauten Getöse hineinschießen!

Druck und Verlag der Neuen Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs, Charlottenburg bei Berlin, Berlinstr. 40. Verantwortlich: Max Ederlein, Charlottenburg, Weimarerstr. 40.

Nebræer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Ar. 95.

Nebræ. Sonntagsend, 25. November 1916.

29. Jahrgang.

Kaiser Franz Joseph I.

Wästen im tobensten Sturm des Weltkriegs hat Kaiser Franz Joseph das Haupt zur Höhe geleigt. Ungelobten Geistes hat er seine Negentpflichten getreu erfüllt, bis mit dem letzten Atemzug des Lebens ausgeatmet wurde, das alles Leid und alle Größe menschlichen Schicksals umfloss. In liebetrunder Ghründung beweltet unter Säumen in hiesigen Stunden bei der ritterlich-milden Gestalt des Kaisers, von der in alten wie in jungen Jahren ein unergelblich hoher Strahl ausging. In dieser Trauer teilen wir den Schmerz, der die österreichisch-ungarische Monarchie bis in die letzte Stätte bezeugt.

Zwischen dem Monarchen und seinen Vätern bestand ein Verhältnis von einer persönlichen Innigkeit, wie es sich nicht oft in der Weltgeschichte wiederholt hat. Obgleich das viel Jahre die lange Dauer dieser Regierung, die die Entwicklung Österreich-Ungarns seit einer Zeit umfaßte, die keiner der heute politisch wirkenden Männer in ihren Anfängen handelt miterlebte. So verlor er sich in dem Kaiser und König den Vätern der Monarchie eine an inneren und äußeren Ereignissen überreiche Geschichtsperiode. Zu ihnen sprach in der christlichen Person des Herrschers die lebendige Macht. Die Unfähigkeit an das Herrscherhaus, jener allüberlieferte Schatz der Habsburgischen Krone, hatte sich zu einem unerschütterlichen Treueverhältnis verriet, das im sterblichen Leben der Monarchie eine allen Prüfungen standhaltende Tragkraft bewährte.

Dem Bündnis mit dem Deutschen Reich war Kaiser Franz Joseph ein Stütze von unwandelbarer Festigkeit. Es war die Grundlinie des höchsten Politik, die er im engeren Zusammenhang mit den Kerkern des Deutschen Reiches zum Segen Europas Jahrzehnte hindurch aufrecht erhielt. Trotz aller Weltzerwürfen und wachsenden Gefahren sah es, daß seine Regierung im Frieden zu Ende gehen sollte. Da gab es die Schiffe von Serawo das weithin hallende Signal zu der furchtbaren Krise, die über Europa hereinbrach. Die zum Kriege treibenden Mächte hatten die Oberhand gewonnen. Ihr erster Schlag richtete sich gegen das Habsburgische Haus. Es ging um das Dasein der österreichisch-ungarischen Monarchie. Ohne Wanken hat Kaiser Franz Joseph auch in dieser schwersten Prüfung gestanden. Wenn es ihm nicht mehr beschieden war, seine Völker zum letzten Sieg und zum Frieden zu führen, so durfte er doch das Wert größten Mutes in die jugendlichen Hände seines Nachfolgers legen. Siegreich hielt Österreich-Ungarn dem Anmarsch seiner Feinde. Auf Leutold Habsburgs Stern durch Westervollen und Sturmesdrang!

Wenn schon der Tod eines Herrschers in normalen Zeiten fast immer ein schwerer Schlag für einen Staat ist, so muß der Tod dieses Monarchen, der, ganz abgesehen von seinen persönlichen Eigenschaften, schon durch die Länge seiner Regierungszeit ein gewaltiger Maßstab für seinen Staat geworden war, eine ganz besonders große Lücke reißten. Und sein Scheiden aus dem komplizierten Mechanismus der österreichisch-ungarischen Staatsverwaltung wird selbstverständlich um so schwerer empfunden, als es in die Zeit fällt, da ungeheure Ereignisse über die Zukunft Österreich-Ungarns entfallen.

Es unterliegt denn auch keinem Zweifel, daß Deutschland und Österreichs Feinde diesen Tod trotzdem als einen Akt von innerer Kraft betrachten werden. Komme man doch schon längst vor dem Ausbruch des Krieges von denen, die sich ganz besonders weite bündeln, die Beweispunkte ausprechen hören, daß der ganze österreichische Staat nur noch durch die Persönlichkeit des alten Kaisers zusammengehalten wurde.

Im Lager unserer Feinde wird deshalb in diesen Tagen Jubel herrschen; denn dort hofft man, daß der Tod des großen Monarchen von besonderem Einfluß auf die innere Politik sein, daß er alten Glauben emporkommen lassen wird. Die Hoffnung wird sich nicht erfüllen; denn der Nachfolger, der jugendliche Kaiser Karl I., hat sich schnell die Segen des Volkes gewonnen, während er im Verlauf des Krieges an der Front weilt. Er wird deshalb auch bei dem Erbde des großen Toten antreten. Habsburgs Macht bleibt ungeschwächt.

Fast ein Knabe noch, ward Franz Joseph auf den Thron des Reiches gehoben; brachte die Jünglingsjahre, die Frühlingszeit

männlicher Jugend auf dem Thron zu, ward unter dem Schutze der Kaiserkrone zum Mann, zum Greis, zur Majestät all seine Tage. Zur Victoria von England hat im abgelaufenen Jahrhundert ein Leben auf eines Thrones Höhe gebracht. Und nimmt man nur die Schaulspiele der Geschichte, die Franz Joseph von seinem Herrscheramt aus hat abrollen lassen, dann hat dies Leben schon Größe. Er sah die Republik in Frankreich, sah den dritten Napoleon das zweite Kaiserreich aufrichten, sah dieses Kaiserreich in Trümmer gehen und die Einheit Deutschlands auflösen. Sah, wie der mächtige Leib des Kaiserreiches allmählich zerstückelt wurde und wie aus den kleinen Fürstentümern auf der Balkanhalbinsel sich Herrscher entwickelten, die dem großen Österreich Gegner



Kaiser Franz Joseph.

wurden. Er sah Friedrich Wilhelm IV., sah Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich, Wilhelm II., hat den vierten Erben der deutschen Kaiserkrone aus der Taufe gehoben und sah den fünften noch das Licht der Welt erblicken. Er sah die alte Königin Victoria von England, sah wie aus dem Prinzen von Wales ein Edward VII. wurde und erblickte auch noch dessen Sohn, Georg V., König von England. Er sah den Zaren Nikolaus I., sah den zweiten und dritten Alexander und Nikolaus den Enkel. Er sah die Päpste. Sah des neunten langen Pontifikat, sah die lange Hohepriesterzeit des dreizehnten Leo, sah den Patriarchen von Venedig sich, als Nihilus X., die Tiara auf das Haupt legen und Benedikt XV. auf den päpstlichen Thron setzen. Er sah die weltliche Macht des Papstes vermindert, sah das Haus Savoyen auf den Trümmern vermindeter Kräfte throne das geeinte Königreich Italien errichten. Und hat drei Könige von Italien gekannt, der kleinere



in anderthalb Jahren einen Raumgeheim von höchstens zwölf Kilometern erzielt. Dieser Fortschritt kostete die Italiener weit über eine Million blutiger Verluste. Die Zahl der seit Anfang August, also in vier Schlägen, gemachten Gefangenen wird von italienischer Seite bekanntermaßen auf 40 000 zusammengerechnet. Wir haben an der Endwestfront einmal angegriffen und dabei 50 000 Gefangene und über 300 Geschütze eingebracht.

Zur Räumung von Monafit. Die italienische Presse feiert die Einnahme von Monafit mit dem höchsten Jubel. Sie stützt sich absichtlich auf falsche Berichte, die von Kampf und Sieg, Gefangenen, Trophäen und der Flucht der Feinde melden, während der französische Bericht die freiwillige Räumung ausdrücklich angibt.

Rumänien's schwere Verluste. Die „Königliche Zeitung“ schreibt: Die schweren Schläge, die das rumänische Heer durch Vladuten in der Dobrudscha empfangen hat, vernichteten zugleich mit den Niederlagen durch Jalkahau und Arg einen so großen Teil der rumänischen Armee, daß wenigstens ein gutes Drittel davon als außer Geheiß geleast betrachtet werden muß.

A. „Deutschlands“ Unfall.

Ein feindlicher Anschlag!

Der Unfall des Handels-U-Bootes „Deutschland“, das bei seiner Abfahrt von New London mit einem Begleitschiffe zusammenstieß, ist in seinen Ursachen und seinem Verlauf noch nicht geklärt. Keiner (als ungewissermaßen bekannt) Kureau meldet, daß ein Motorboot verunglückt habe, die „Deutschland“ zu rammen und daß sich kein Ausweichen des U-Bootes der Unfall ereignete.

Das Handels-U-Boot wurde bei seiner Abfahrt von zwei Schleppern begleitet. Einer fuhr voraus und der andere hinterher, um die Sicherheit der Fahrt zu gewährleisten. Ein amerikanischer Kreuzer „Columbia“ war zur Erhöhung der Sicherheit des Handels-U-Bootes nach dem Hafen New London gekommen und lag bei Forterpoint vor Anker. Da die Gefahr schon mehrfach geahnt worden, daß sie von dem Vordrängen neutraler Staaten nur geringe Achtung haben, und daß deren häufige Besuche vorlag, daß unsern Handels-U-Boot von englischer Seite Gefahr drohte, so wurde der amerikanische Kreuzer „Columbia“ von der Abreise der „Deutschland“ den unteren Hafen ab.

Erst nach der Fahrt um Montaukpoint und nach der Abreise des Hafens bereits erreicht war, kam der Zusammenstoß des U-„Deutschland“ mit dem Schlepper erfolgt sein, denn bis dahin wurde das Handels-U-Boot noch wohlbehalten gesehen. Man wird sich noch erinnern, daß bei der ersten Ankunft der U-„Deutschland“ in amerikanischen Hafen New York ihre allererste Gefahren gedeutet waren. Es wäre nicht sonderlich schwer gewesen, durch ein von den Engländern bestelltes Schiff unter U-Boot zu rammen und dadurch beschädigen zu lassen. Im Hafen waren aber dagegen alle Maßnahmen getroffen worden, das Handels-U-Boot zu schützen. Eine Anzahl brennender Schiffe lagte sich derartig um das Boot, daß eine „unfallige“ Beschädigung von Seiten eines feindlich gemalten Schiffes nicht möglich war.

Bei der zweiten Fahrt ist auch die Einschüßung des Bootes durch Schlepper erfolgt und bekanntlich auch ohne Schädigung verlaufen. Erst jetzt bei der Ausfahrt kam es — vorausgesetzt, daß die Neuter-Meldung zutrifft — zu diesem Zusammenstoß. Aber die Hafenerhältnisse kann gelagert werden, daß sie recht günstig sind. Wenn der Zusammenstoß der U-„Deutschland“ mit dem Schlepper ein unglücklicher Zufall war, kann unglücklicher Vetter die Schuld daran getragen haben, das gerade in der Nacht des Stürmes herrschte.

Aber die Beschädigung der „Deutschland“ werden auch keine Mitleidungen gemacht. Die Ladung aber, das das U-Boot in den Hafen zurückgeführt ist, ist ein Beweis dafür, daß etwaige Beschädigungen nicht sehr groß gewesen sein können. Wir können darum trotz des unglücklichen Vorfalls mit einer ruhigen oder phlegmatischen Mißfete der U-„Deutschland“ in die Heimat rechnen, da angenommen werden kann, daß etwaige Schäden leicht ausgeglichen werden können. Gerade der Hafen von New-London

und seine Lage zu den großen Docks gibt die Gewähr dafür.

Die belgischen Arbeitslosen.

In Westfalen mit der Presse verfahren auch belgische Arbeiter die Überführung belgischer Arbeitsloser belgischer Arbeiter nach Deutschland als einen Akt barbarischer Missetat darzustellen. So der Justizminister Carton de Wiart; auch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Baron Dehaene, der früher belgischer Gesandter in Berlin war, und dessen amtliche Berichte aus der Zeit vor dem Kriege die überausgehenden Beweis für die Friedensliebe des Deutschen Volkes und seiner Regierung bilden, kiffen in einer Unterredung mit einem neutralen Berichterstatter den Standpunkt der belgischen Presse.

Der Zweck des ganzen Presseabwärtens gegen die Maßnahmen der deutschen Verwaltung in Belgien liegt klar auf der Hand. Man will die Volkstimmung aufpeitschen und die Neutralen gegen uns heben. Aber alle Verbindlichkeiten können die Entschlossenheit der Welt schaffen, daß die Maßnahmen gegenüber den arbeitslosen Belgiern notwendig sind, und daß die Arbeit in Belgien und keine Verbesserung vereinbarte wirtschaftliche Not eine Folgeerscheinung des Ausdauerungskrieges des Bierverbandes ist.

Der § 43 der Haager Konvention legt uns ferner ausdrücklich die Verpflichtung auf, alle erforderlichen Maßnahmen zur Anwerdung und Wiederbeschäftigung der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Lebens in den besetzten Gebieten zu treffen. Und in welchem Maße die englische Blockade die Schuld an dem wirtschaftlichen Ruin Belgiens trägt, ergibt sich klar aus dem Ausschreiben des Generalgouverneurs einem amerikanischen Pressevertreter gegenüber. Freiber. v. Stellung lagte vorwärts:

„Das belgische wirtschaftliche Wohlfühlung, Groblosigkeit Belgiens, sind heute aber eine Million verarmter Belgier, Männer, Frauen und Kinder, von öffentlicher Wohlfühlung abhängig. Durch Überberung der Rohmaterialienzahl und durch das Verbot der Ausfuhr der Fertigerwaren hat England nahezu 500 000 belgische Arbeiter zu einem schrecklichen Zustand demoralisierender Unfähigkeit verurteilt. Mit ihren Familien fallen sie den Gemeinden zur Last.“

Unweisslos hat der Generalgouverneur recht, wenn er weiter fortfährt, daß die Verschlebung der belgischen Arbeiter eine Wohlfahrt für diese selbst und ein Segen für das Land ist. Diese Anlagen gegen England sind weder durch Mittelverbreiten noch durch Blockade aus der Welt zu schaffen. England, ausschließlich England trifft die Schuld an der Not Belgiens. Wir aber können im Bewußtsein, daß die Welt und menschlich richtig gehandelt zu haben, das Urteil der Neutralen und der Geschäfte ruhig abwarten.

Politische Rundschau. Deutschland.

* Der Staatssekretär des Äußeren v. Jagow ist von seinem Posten zurückgetreten, die angestrebte Arbeit der letzten Jahre seinen Gesundheitszustand ungenügend beeinflusst hat. Zum Nachfolger ist Unterstaatssekretär Zimmermann in Aussicht genommen.

* Das jetzt veröffentlichte und den Reichs-Lage zugegangene Hilfsdienstscheit verpflichtet jeden männlichen Deutschen von 17. bis zum 60. Jahre zum vaterländischen Hilfsdienst, sofern er nicht zu den Befreiten einberufen ist.

Schweiz. * Die Basler „Anzeiger-Zeitung“ gemeldet, daß die Nachricht von Wilsons Friedensvermittlungsvorschlag von einer Verantwortlichkeit stammen, die selbst mit bei der Vermittlung tätig sei. Die Forderungen der beiden Parteien, soweit sie den Unterhändlern bekanntgegeben worden seien, ständen in schriftlichem Gespräch zueinander, der allem habe sich Präsident Wilson über die Vermittlung nicht entschieden, ob das Angebot der Vermittlung und die Vorschläge der Neutralen offiziell der Welt mitgeteilt werden sollen. Solange aber diese Fragen auch bei den Neutralen eine Einigkeit erzielt sei, dürfte ein bedeutender Fortschritt in der Vermittlungssache nicht zu erzielen sein. Obgleich es uns ungewiß, ob die Neutralen verstanden könnten, irgend welchen Druck auf die Streitparteien auszuüben.

Griechenland. * Der Botschafter in Athen immer unversöhnter. Er verlangt jetzt, daß dem